

BAUNETZWOCHEN #478

Das Querformat für Architekten

22. Dezember 2016



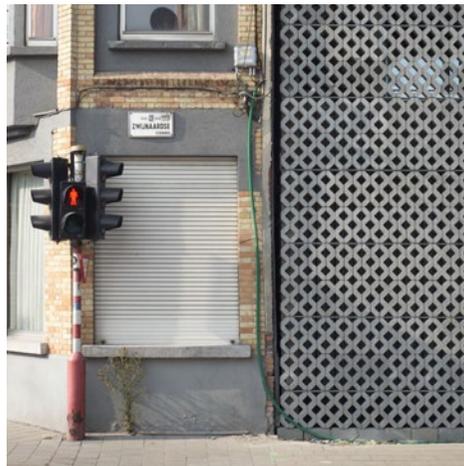
**MOVING
SCULPTURE**

Architektur
von Marte.Marte
im bewegten
Bild

SHORTLIST 2017

DIESE WOCHE

Vom golden glitzernden Insektenschutzvorhang für eine Blumenmesse bis zum soliden Entwurf für einen Werkhof in der Schweiz reichen die Projekte der diesjährigen Shortlist. Ebenso variantenreich wie die Architektur sind auch die Formationen, unter denen die elf Newcomer des Jahres arbeiten: Mal ist es das um den Globus reisende Backpacker-Pärchen, mal der unabhängige Einzelgänger und mal eine ganze Genossenschaft. 2017 wird also bunt und pluralistisch. Gut so!



Titel: Insektenschutzvorhänge aus Aluminium für eine Blumenmesse – das Projekt „Mosca“ von Sarquella + Torres Architects, Foto: Joan Guillamat

Oben: Einfamilienhaus in Gent von GAFPA, 2016, Foto: GAFPA

4 Shortlist 2017

5 *Studio Rauch*, München – 8 *illiz architektur*, Wien / Zürich
 12 *Sarquella + Torres Architects*, Banyoles (Spanien) / Bangkok
 16 *Kooperative Großstadt*, München – 21 *ARGE Kim Nalleweg César Trujillo*, Berlin – 26 *PRODUCTORA*, Mexico City – 30 *Schnoklake Betz Dömer Architekten*, Münster – 35 *Space Popular*, London – 38 *Reuter Raebler*, Basel – 42 *Felgendreher Olfs Köchling*, Berlin – 45 *GAFPA*, Gent

3

Architekturwoche

50

Bild der Woche

Keine Ausgabe verpassen mit dem Baunetzwoche-Newsletter. Jetzt abonnieren!



Foto: Phil Shirley

DONNERSTAG

Seit 1966 blickt Ove Arup von einer Fassade des *Dunelm House* auf seine benachbarte *Kingsgate Bridge*. Die Architekten vom Architects Co-Partnership, dem Arup verbunden war, hatten seine Büste damals an der brutalistischen Studentenvereinigung der *Durham University* im Norden Englands angebracht. Bald könnte es mit seiner wachenden Präsenz jedoch vorbei sein. Die Universität plant nämlich einen Ersatzbau – und die britische Kulturministerin Karen Bradley hat dem viel gepriesenen Gebäude kürzlich den Denkmalschutz verweigert. Wohl um die vorhersehbare Kritik der Architektenschaft bereits im Vorfeld zu entschärfen, setzen die Verantwortlichen auf ein für Großbritannien eher ungewöhnliches Mittel: Ein offener internationaler Wettbewerb soll über das Projekt entscheiden – wer kollaboriert, protestiert schließlich nicht. *sb*

STUDIO RAUCH, MÜNCHEN
ILLIZ ARCHITEKTUR, WIEN / ZÜRICH
SARQUELLA + TORRES, BANYOLES (ES) / BANGKOK
KOOPERATIVE GROSSSTADT, MÜNCHEN
ARGE KIM NALLEWEG CÉSAR TRUJILLO, BERLIN
P R O D U C T O R A, MEXICO CITY
SCHNOKLAKE BETZ DÖMER ARCHITEKTEN, MÜNSTER
SPACE POPULAR, LONDON
REUTER RAEBER, BASEL
FELGENDREHER OLFS KÖCHLING, BERLIN
GAFPA, GENT

SHORTLIST 2017

STUDIO RAUCH, MÜNCHEN

Inhalt Architekturwoche 5 Dossier Tipp Bild der Woche



Stephan Rauch, Foto: Hartmut Pflüger
Doppelhaus in Moorenweis, Fertigstellung 2012, Foto: Florian Holzherr

MEHR ALS SCHÖN WOHNEN

VON GREGOR HARBUSCH

Wer von Stephan Rauch eine Email bekommt, findet dort am Ende den Hinweis, dass er Architekt und Journalist ist. Wer ihn im Internet sucht, stößt schnell auf die Präsentation seiner Bauten in einer populären Publikumszeitschrift. Und wer sich schließlich seine Häuser ansieht, erkennt bald, dass es dem 40-Jährigen um eine verständliche Wohnarchitektur geht, die sich an die breite Öffentlichkeit wendet. Rauch sucht nicht das Extrem, sondern zielt auf architektonisch anspruchsvolle Benutzbarkeit und auf Wohnqualitäten jenseits standardisierter Grundrisslösungen. Theoretische Diskurse und die Selbstbespiegelung der Architektenszene interessieren ihn nicht. Architekt zu sein, bedeutet für den gebürtigen Schwabmünchner, zu bauen und alle Fäden selbst in der Hand zu halten. Sein Studio Rauch ist deswegen bewusst klein gehalten, momentan gibt es dort nur einen fest angestellten Mitarbeiter und einen Praktikanten.

Rauch hat an der Fachhochschule München studiert und ist bisher ausschließlich in der bayerischen Landeshauptstadt und deren Umgebung tätig. Zum Journalismus kam er während des Studiums aus denkbar banalen Gründen. Er musste Geld verdienen, fing beim Bayerischen Rundfunk an, arbeitete sich dort hoch und war unter anderem als Autor bei der erfolgreichen Serie „Traumhäuser“ involviert, die seit über zehn Jahren erfolgreich architektonische Qualität an das breite Fernsehpublikum vermittelt. Zusammen mit Sandra Schlittenhardt realisierte er 2010 den Film „Das Musterhaus“, in dem Planung und Bau des Einfamilienhauses von Gerhard Matzig – dem für Architektur zuständigen Redakteur der Süddeutschen Zeitung – dokumentiert werden. Ein Jahr zuvor hatte er bereits sein Architekturbüro gegründet und begonnen, die journalistische Arbeit stark zu reduzieren, ohne jedoch das Interesse am Austausch zwischen Architektur und Öffentlichkeit zu verlieren. In der bodenständigen Klarheit, der begreifbaren Umsetzung und der Lesbarkeit seiner Häuser spiegelt sich das deutlich wider.

Im Endeffekt geht es bei Rauchs Architektur um klare und simple Überlegungen und klassische Parameter des Entwerfens. Ganz entscheidend sind der Ort und die Wünsche der Bauherren – und auch das Budget ist in den meisten Fällen ein ernst zu nehmender Faktor. Rauch baut kompakt, allein schon, um die Außenhülle der Häuser aus ökologischen Gründen klein zu halten. Die Art der Fenstersetzung verrät, um was es im Inneren geht: um komplexe Raumfolgen, Durchblicke, Abstufungen, die sich zu einer weitgehend offenen Wohnlandschaft fügen. Alle Fenster ergeben sich aus der inneren Organisation der Häuser, folgen funktionalen Logiken, schaffen gezielte Ausblicke, Atmosphären und spezifische Räume. Dieses Wechselspiel von kompaktem, geschlossenem Baukörper und vielfältigen, überraschenden Innenräumen war kein anfänglich definiertes, architektonisches Programm, sondern entwickelte sich mit jedem Haus zu einer konzeptionellen Handschrift weiter.

Für das nächste Jahr hat sich Rauch einiges vorgenommen. Er möchte auf kommunaler Ebene beratend wirken. Er wird eine kleine Publikation veröffentlichen, um nach sieben Jahren Baupraxis Rückschau auf das bisher Erreichte zu halten. Und er möchte sich endlich Zeit nehmen, um Wettbewerbe zu bearbeiten, was ihm aufgrund der laufenden Bauprojekte bisher nur in Ausnahmefällen möglich war. Außerdem wurde er von Jórunn Ragnarsdóttir vom Stuttgarter Büro LRO eingeladen, als eines von 16 deutschen Büros an der Gartenschau Remstal mitzuarbeiten, die 2019 eröffnet wird. Ein erster Schritt über den Münchner Raum und den Wohnhausbau hinaus ist also getan.

www.studiorauch.com



Links: Einfamilienhaus in Hechendorf, Fertigstellung 2016
Rechts: Erweiterung eines Einfamilienhauses in München-Grünwald, Fertigstellung 2011, Alle Fotos: Florian Holzherr

ILLIZ ARCHITEKTUR, WIEN / ZÜRICH



Petra Meng, Sabrina Mehlan und Stefanie Wögrath
von illiz architektur, Foto: Florian Amoser

ALLEZ ILLIZ!

VON KATHRIN SCHÖMER

Nach einem weiblichen Plural sollte er klingen, der Name des Büros, den sich Sabrina Mehlan, Stefanie Wögrath und Petra Meng während eines Urlaubs in Kalifornien ausdachten. Bereits während des Grundstudiums an der *RWTH Aachen* arbeiteten die drei zusammen und schwärmten davon, sich gemeinsam selbstständig zu machen. Dann trennten sich ihre Wege, die Idee hielt durch. Über Stationen an der *UdK Berlin* sowie der *UC Berkeley* verschlug es die Fulbright-Stipendiatin Stefanie Wögrath zu *A.01 architects* nach Wien. Auch Sabrina Mehlan, die ihr Studium an der *EPF Lausanne* und der *TU Wien* fortgesetzt hatte, wurde in Wien sesshaft und erweiterte dort zunächst das Team von *MAGK architektur*. Petra Meng zog nach Zürich, wo sie nach Abschluss ihres Studiums in Lausanne bei *Müller Sigrist Architekten* arbeitete.

2008 bestritten die drei ihren ersten Wettbewerb; ursprünglich eher als Testlauf, um zu sehen, wie ein Büro an zwei Standorten funktionieren könnte. Von Wien und Zürich aus entwickelten sie die Pläne für ein Kinderbetreuungszentrum im niederösterreichischen Maria Enzersdorf – und gewannen, trotz fehlender Büroinfrastruktur. „Wir können uns noch daran erinnern, wie wir gemeinsam am Küchentisch saßen und uns gefragt haben, was eigentlich ein Generalplaner ist. Das Projekt war für uns ein Sprung in eiskaltes Wasser“, erzählt Petra Meng. Sie erinnert sich, wie die Handwerker die damals 30jährigen Frauen auf der Baustelle mit den neu engagierten Kindergärtnerinnen verwechselten und feststellen mussten, dass sie es mit den Bauleitern zu tun hatten.

Das Zentrum, das die gründerzeitliche Gemeindeschule um acht Klassen vergrößert und um Hort und Kindergarten erweitert, stellten illiz architektur 2011 in Kooperation mit *MAGK* fertig. Die Feuerprobe war bestanden; das Büro existiert weiterhin an beiden Orten und beschäftigt mittlerweile elf Mitarbeitende. In zweiwöchigen Abständen treffen sich die drei Partnerinnen an einem Ort, dazwischen liegen tägliche Kommunikation über Internet und viele Skype-Konferenzen. Auf die Distanz ersetzen Gespräche die Skizzenrolle. Dass sie außer der gemeinsamen Profession eine enge Freundschaft

verbindet, kommt ihnen hierbei zugute; in ihren von bildhafter Sprache geprägten Telefonaten ergänzt oftmals eine den Gedanken der anderen. Wenige Worte genügen, um einander zu verstehen.

Vielleicht durch diese Umstände ist Kommunikation auch das Schlüsselwort ihres Selbstverständnisses als Architektinnen: Illiz begreifen sich als Moderatoren des Gestaltungsprozesses. Zu Beginn eines jeden Projektes formulieren sie ein klares Gebäudekonzept, das Raum zur Optimierung im Verlauf der Planung lässt. Die Einbindung von Bauherren, Soziologen, Energieberatern und Künstlern, die Vermittlung zwischen räumlich-gestalterischen, funktionalen und technischen Entscheidungen und deren Übersetzung in Form, Material und Komposition verstehen sie als ihre Hauptaufgabe. Die eigentliche Ästhetik eines Bauwerks liegt für illiz im Einklang von Ausdruck





und Funktion, in seiner Plausibilität, und das merkt man ihren Gebäuden an. Neben Bildungseinrichtungen sind es häufig Elemente technischer Infrastruktur, denen sie sich im kleinen (wie Umbau und Instandsetzung zweier öffentlicher Toilettenhäuschen in Zürich 2011 und 2013) wie im großen Maßstab (wie der Neubau des Zürcher Unterstützungspunktes Oerlikon) annehmen und behutsam, aber effektiv zu neuem Auftritt verhelfen: „Infrastrukturbauten zählen leider oft zu den Gebäudetypen, die im Normalfall ungestaltet bleiben. Unser Ziel ist es, auch Bauten alltäglicher Natur aus der Durchschnittlichkeit herauszuholen, um sie positiver zu besetzen.“

Zuletzt bauten die Architektinnen eine in den Hügel gegrabene ehemalige Truppenunterkunft in der Schweizer Gemeinde Erlenbach zu einem schulischen Hallenbad um. Hierfür hängten sie das Schwimmbecken in die bestehenden Räume ein, anstatt den Hügel zur Schaffung des Beckenvolumens weiter zu unterhöhlen. So liegt die Wasseroberfläche mit dem Gelände des *Allmendli Sportcampus* auf einer Ebene und ermöglicht den Schwimmern einen weiten Blick auf die Landschaft und den nahegelegenen Zürichsee. Die Belichtung des oberirdischen Aufbaus erzeugt in Kombination mit seiner rohen, aber filigran wirkenden Betonkassettendecke einen anmutigen, freien Raum, der durch die geschosshohe Glasfassade vor allem zu dunkleren Tageszeiten auch von außen erfahrbar ist. Was spürbar macht, dass illiz das Ankommen ihrer Architektur in der Bevölkerung wichtig ist.

Aktuell arbeiten Meng, Mehlan und Wögrath an Wettbewerbsbeiträgen zu einem weiteren Schwimmbad sowie einem großmaßstäblichen Wohnungsbau. Die unterschiedliche Baukultur ihrer beiden Bürostandorte liefert den drei Architektinnen von illiz architektur die Inspiration dazu.

www.illiz.eu

Vorherige Seite: Den Wettbewerb für das Kinderbetreuungszentrum Maria Enzersdorf gewann illiz architektur ohne Büroinfrastruktur, Foto: Hertha Hurnaus
 Links: Der Bau für Unterwerk und Netzstützpunkt Oerlikon in Zürich öffnete Türen für weitere technisch anspruchsvolle Bauaufgaben, Foto: Roger Frei, Zürich



Schwimmbad Allmendli Erlenbach von illiz architektur, Foto: Hertha Hurnaus

SARQUELLA + TORRES ARCHITECTS, BANYOLES (SPANIEN) / BANGKOK



Metzgereivorhänge als architektonische Landschaft:
Anlässlich der 18. Verleihung der Girona Architecture Awards 2015 arbeiteten Pau Sarquella und Carmen Torres mit den für gewöhnlich als Rauntrenner im Schlachtbereich genutzten PVC-Streifenvorhängen, Foto: Joan Guillamat



MIT DER WURST FING'S AN

VON LUISE RELLENSMANN

Nie wieder Fleisch essen, das käme für Pau Sarquella und Carmen Torres nicht in Frage. Zumindest der spanische Schinken wäre für die beiden Katalanen unverzichtbar und Vegetarier zu sein, würde von der Verwandtschaft nicht akzeptiert. Denn die war Auftraggeber für ihr erstes Projekt: eine Metzgerei in Celrà. Für den Umbau der über die Jahre vielfach überformten Fleischerei gewannen sie 2015 den *Bauwelt*-Preis „Das erste Haus“. Seit der Ladenumgestaltung hat sich der Umsatz des von Pau Sarquellas Cousins betriebenen Metzgereigeschäftes „Carnisseria Germans Soler“ verdreifacht. Die Kundschaft der an einer Transitstraße gelegenen Fleischerei kommt

überwiegend von außerhalb und wird durch eine Neonreklame und die grafische Gestaltung der Brandwand schon im Vorüberfahren auf den Verkauf traditioneller Fleisch- und Wurstwaren aufmerksam.

Der Umbau gleicht einer Wiederentdeckung der räumlichen und gestalterischen Qualitäten des einst verbauten Geschäftsraumes. Konstruktive Details, verborgene Gewölbe und alte Bodenbeläge sind nun wieder sichtbar. Zentrale Aufgabe war die räumliche Organisation der Einbaumöbel, die Präsenz der Wurstwaren und deren Sichtbarkeit von der Straße aus. Spiegelblanke, ornamentale Bodenfliesen und weiße Wandfliesen gepaart mit weißgetünchten Wänden und Stahlträgern strahlen die nötige Hygiene und Sauberkeit aus; warme Oberflächen wie ziegelsichtige Gewölbe und Produktregale aus Pinienholz ergänzen die Materialpalette. „Bevor wir die Metzgerei planten, waren wir auf einer Reise in Finnland – wir lieben Alvar Aalto, verschiedene Details sind von ihm inspiriert,“ erklärt Carmen Torres den nordischen Einschlag des Fleischerei-Interiors.

Während des Interviews via Skype sitzen Torres und Sarquella, die sich an der *ETSA Barcelona* kennenlernten, in einem Guesthouse auf Sri Lanka. „Wir lieben es zu reisen und das, was wir unterwegs entdecken, in unsere eigenen Entwürfe einfließen zu lassen.“ Momentan widmen sie sich auf ihrer Reise dem tropischen Modernismus von Geoffrey Bawa. Seit zwei Jahren leben sie hauptsächlich in Bangkok. Im *INDA* (International Program in Design and Architecture) an der *Chulalongkorn University*, Thailands renommiertester und ältester Hochschule, lehren sie zwei bis drei Entwürfe pro Semester. Bangkok sehen sie als perfekten Standort, von dem aus sie sämtliche asiatische Länder und Metropolen bereisen, um neue Eindrücke zu gewinnen. „Wir sind digitale Nomaden, ohne festen Sitz“.

Obwohl es die beiden unter anderem aufgrund der schlechten Auftragslage in Spanien bis ans andere Ende der Welt zog, sind all ihre Projekte bisher in ihrer Heimat angesiedelt. Der schwachen wirtschaftlichen Lage dort können sie trotzdem etwas Positives abgewinnen: „Mangels größerer Aufträge konnten wir kleineren Projekten besonders viel Aufmerksamkeit schenken.“ Und das mit Erfolg: Auch ihre ephemeren Arbeiten und temporären Installationen wurden bereits mit einer Reihe von Auszeichnungen gewürdigt. Unter anderem erhielten sie 2016 zum zweiten mal den wichtigsten Preis für junge Architekten in Spanien, den *Arquia Proxima V Award*.



Vorherige Seite: Metzgerei in Celrà, Foto: Joan Guillamat

Links: Hölzerne Rollos und romanische Mauern: Intervention „Aixopluc“, Girona 2016, Foto: Joan Guillama

Im Rahmen des jährliche Blumenfests in Girona, für das sonst mit Toren verschlossene Höfe für Besucher geöffnet werden, wandelten sie einen Innenhof mit einfachsten Mitteln in ein sinnliches Erlebnis aus Lavendelduft und Vorhanggeklimper. Letzteres erzeugt durch transluzent golden schimmernden Insektenschutzvorhänge aus Aluminium. „Mosca“ – zu deutsch: Fliege – taufte sie die Intervention mit Referenz an eine katalanische Sage über den heiligen Bischof Narcissus von Girona. Aufgrund des Erfolgs der Installation entwarfen sie eine weitere Intervention für den Architekturpreis von Girona 2015. Für „Plastic Landscape“ arbeiteten sie ebenfalls mit Vorhängen, diesmal aus Streifen von PVC, in die sie großmaßstäbliche Abbildungen der nominieren Architekturprojekte eindrucken ließen. Mal verzerren und ändern sie mit ihren Arbeiten die Wahrnehmung der Räume, mal verstärken sie sie durch das Anknüpfen an die Geschichte des Ortes. „Installationen sind für uns ein kleines Raumlabor, wir experimentieren mit Orten, die Menschen zuvor, währenddessen und hinterher unterschiedlich erfahren.“

Die Arbeit mit vertikalen Vorhängen begleitet die beiden seit 2009, damals gewann Sarquellas noch als Student einen Wettbewerb, bei dem es um vernachlässigte Ecken im Altstadtviertel Raval von Barcelona ging. Zur Erhaltung des traditionellen Stadtbilds schlug er gemeinsam mit einer Kommilitonin die Entwicklung einer wasserdichten Sonnenjalousie aus Holz und traditionellen Farben vor. Denn frühere Zugrollos wurden vielfach durch Plastikplanen ausgetauscht, um trocknende Wäsche vor den Fenstern vor Regen zu schützen. Inzwischen ist daraus eine eigene Firma entstanden, die die „Persiana Barcelona“ getauften Zugrollos vertreibt: Viele Kunden seien Architekten; die Firma damit ein guter Weg, sich ein Netzwerk aufzubauen.

In 2017 wird Pau Sarquellas für einige Monate in seinen Heimatort Bangyoles zurückgehen und von dort die Erweiterung eines Kulturzentrums in Palafrugell betreuen. Neben der Fleischerei und dem Umbau des darüber liegenden ehemaligen Wurst-trockenraums zu einer Wohnung, wird die Ausführung dieses kürzlich gewonnenen Wettbewerbs an der Costa Brava das dritte permanente Projekt von Pau Sarquellas und Carmen Torres.

www.sarquellatorres.com



Die Carnisseria German Soler liegt an einer Transitstraße, nach dem Umbau 2013 verdreifachte sich der Umsatz des von Pau Sarquellas Cousins geführten Fleischereigeschäfts, Foto: Joan Guillamat

KOOPERATIVE GROSSSTADT, MÜNCHEN



Die Stadt zerfällt
In ihre Einzelteile
Die Stadt zerfällt
Lethargie, Langeweile
Und du, du, du, du sagst kein Wort
Du träumst nur von einem anderen Ort
[...]
Und ich, ich hab es satt
Nichts passiert in dieser Stadt
Ich bin rastlos und spür
Dass ich nicht dazugehör'
[...]
Ist das alles?
Wo ist die Euphorie?
Alles oder nichts
Jetzt oder nie
[...]
Jetzt oder nie
Jetzt oder nie
Jetzt oder nie

JETZT ODER NIE

VON DANIEL FELGENDREHER

Diskurse um Gentrifizierung, Bottom-Up Stadtentwicklung und der (Rück)Eroberung städtischer Freiräume sind ihnen sicher nicht fremd. Mit ihren Texten bezieht die junge Hamburger Rockband *Trümmer* zu den Debatten jedenfalls Position. Ihr Debütalbum spricht, unter anderem, vom nicht eingelösten Versprechen der Großstadt als Ort von aneignungsfähigen Zwischenzonen und kollektiver Gestaltung – ein Versprechen, das auch die Bandmitglieder selbst nach Hamburg lockte. Von der Realität ernüchert, erschöpften sich ihre Themen trotzdem nicht in einer einbahnstraßenhaften, kausalen Kette aus Erwartung und Enttäuschung. Ihre sympathisch jugendlich-naiven Songs lassen – wie im zitierten „Wo ist die Euphorie“ – in letzter Sekunde Utopiendurst, Aufbruchstimmung und Reformbereitschaft durchblicken.

Man kann es als einen Kunstgriff bezeichnen: Bei der ersten öffentlichen Veranstaltung der jungen Münchner Wohnungsbaugenossenschaft *Kooperative Großstadt e.G.* im Januar 2016 in der Lothringer13 Halle in München spielt ihr Vorstand, der Architekt Markus Sowa, eben jenen Euphorie-Song der Hamburger Band. Damit macht er für ein Publikum, das sonst auf die eine oder andere Weise mit den veralteten Sichtweisen und starren Strukturen im städtischen Wohnungsbau Münchens zu kämpfen hat – Referenten aus Architektur, Kunst, Politik, aber auch die interessierte Öffentlichkeit –, eine Prise jugendlichen Idealismus verfügbar.

Und den braucht es sicher auch, denn ihr Vorhaben ist gewissermaßen revolutionär. In einer Stadt wie München, in der Wohnraum stärker noch als in jeder anderen deutschen Stadt von Investoreninteressen konditioniert ist, mit einem partizipativen Genossenschaftsmodell zu veritablen Akteuren in der Wohnraumproduktion zu werden, geht nicht ohne Wagemut, Kollektivoptimismus und vielleicht Pop auf die richtigen Ohren. „Niemand hat mitgesungen oder zu tanzen begonnen. Aber das wird schon noch.“, scherzt Sowa.

Olympiaeinkaufszentrum, Foto: Carola Dietrich und Frederik Künzel



Liest man die Gründungshistorie der Genossenschaft, hat man den Trümmer-Song weiter im Ohr: Wo ist die Euphorie? Erst als reine Architekten-Initiative gestartet, wollten die Verantwortlichen ursprünglich mit der Stadt München kooperieren und ein Pilotprojekt realisieren. Doch bei der Stadt stoßen Ideen wie jene des Team X oder Projektpreferenzen wie WerkBundStadtBerlin auf kein Gehör. „Die Ablehnung kumulierte in der Äußerung: Wenn wir etwas anders machten als bisher, wüsste doch niemand, ob es wirklich besser wird.“, erinnert sich Sowa.

Also gründen Sowa & co. 2015 eine Genossenschaft. Die *Kooperative Großstadt* e.G operiert nach den gleichen Prinzipien, die man von Genossenschaften aus anderen Städten her kennt: Es schließen sich interessierte Personen zusammen, die selbstbestimmt ein Wohnungsbauprojekt realisieren und möglicherweise darin leben möchten. Die Mitglieder sind mit Anteilen Kollektiveigentümer des Unternehmens und der Bauten, sie können aber zu keiner Zeit Eigentum an einer einzelnen Wohnung beanspruchen. Grundstücke werden gekauft, offene Wettbewerbe ausgelobt, an denen die Architekten der Genossenschaft – etwa die Hälfte der momentan 34 Mitglieder sind Architektinnen und Architekten – selbst nicht teilnehmen dürfen. Qualität und Radikalität von Beiträgen junger Wettbewerbsteilnehmer sei erwünscht, die „Alten“ werden jedoch nicht diskriminiert. Grundstücke sucht man gerade aktiv. Der „Call For Plots“ – ein von der Genossenschaft initiiertes Fotowettbewerb zur Diskussion potentieller Grundstücke – brachte teilweise unerwartete Ergebnisse.

Drei Fragen an die Kooperative Großstadt:

Markus Miessen schrieb 2010 vom Alptraum der Partizipation. Sie stellen Ihre Grundsätze im Juni diesen Jahres im Rahmen der Ausstellung „Keine Angst vor Partizipation – Wohnen heute“ am Architekturmuseum der TU München vor. Ist Partizipation der Schlüssel in der Wohnungsfrage?

Unsere ganze Gesellschaft beruht auf der Prämisse der Partizipation. Mit pauschalem Partizipations-bashing können wir daher wenig anfangen. Natürlich macht das die Dinge zunächst einmal anstrengend, aber die Mechanismen und Strukturen der Wohnbau-Produktion erfüllen hier [in München] sicher keine hohen Ansprüche an good governance, ansonsten wären die Ergebnisse nicht überwiegend so armselig.

Das heißt, man muss keine Angst haben, ein funktionierendes System würde durch den Anspruch auf Partizipation gefährdet. Trotzdem schätzen wir den Wert von Expertise, unter anderem, aber nicht nur, in der Architektur. Uns interessiert, wie man die beiden Pole vernünftig zusammen bringen könnte. Natürlich werden wir innerhalb der Projekte partizipative Prozesse durchführen, das liegt im Wesen einer Genossenschaft begründet. Dabei wird es um die Aufstellung der Bedürfnisse der Bewohner und um das Programm eines Hauses gehen. Wie das dann umgesetzt wird, legen wir in die Hände der Architekten. Es gibt bei uns also auch Grenzen der Partizipation, wir werden sicher nicht gemeinsam einen Wohnungsbau entwerfen oder die Farbe der Fliesenfuge partizipativ bestimmen. Und ein Grundsatz ist auch wichtig: die Beteiligung ist immer freiwillig, ein Angebot.

Insgesamt sehen wir Partizipation nicht als Allheilmittel für die Wohnungsfrage, aber sie ist ein wesentlicher Teil einer gemeinschaftlichen Bewegung, die die Stadt nicht nur konsumieren, sondern mitgestalten will. Und sie bietet wertvolle Identifikationspotentiale für die Bewohner. Sie darf nur nicht ausschließlich nach innen gerichtet sein, also eine abkapselnde Wirkung haben, sondern muss auch immer nach außen offen sein, indem sie Angebote für alle macht.

Besteht bei dem Vorhaben nicht die Gefahr einer Wohnraumversorgung für – ich überspitze – eine homogene Gruppe mittelständiger, architekturaffiner Großstädter? Wie wirken Sie dem entgegen? Wie wird die soziale Durchmischung in den zukünftigen Wohnbauprojekten realisiert?

Klar, die Gefahr besteht. Aber wir sind uns dieser bewusst. Wir sind gerade dabei, das Programm für unser erstes Haus zu entwickeln. Zu einem frühen Planungszeitpunkt lässt sich da noch viel machen, da ja die Finanzierung auch auf der Mischung basieren muss. Wir suchen gerade Kooperationspartner aus dem verschiedenen Bereichen. Das ist nicht wirklich neu, das machen andere Genossenschaften ja glücklicherweise auch. Eine „schöne“ Diskussion haben wir im übrigen auf unserer Gründungsversammlung darüber geführt, ob wir auch grenzwertige AfDler in unsere Häuser einziehen lassen würden. Das wurde nicht abschließend geklärt, aber es gibt vermutlich schon einen Grundstock an gemeinsamen Werten, die die Bewohner teilen müssen. Ein Mindestmaß an Toleranz gegenüber Minderheiten, Schwächeren, Anderem sollte wohl dazu gehören. Und dann spielt natürlich auch das Angebot an



Frankfurter Ring, Foto: Malte Wandel und Julian Dostmann



Nadistraße, Foto: Bettina Koller

Wohnungen eine Rolle. Das muss die ganze Bandbreite abdecken, von experimentell bis konventionell.

Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen den spezifischen Entstehungsbedingungen der Wohnbauprojekte der Kooperative Großstadt e.G und einer bestimmten Architektursprache? (Beispielsweise der von ROBERTNEUN Architekten, welche Sie im Konzeptpapier für das Riem Ost-Projekt als Referenz verwenden)

Nein. Wir sind äußerst gespannt, was uns in den Wettbewerben serviert wird. Unsere Devise ist: „Man muss dahin gehen, wo es einem selbst weh tut, damit es ein gutes

Ende nimmt.“ Wir suchen also Projekte, die auch uns herausfordern und gerne unsere Erwartungen unterlaufen. Sich nur das Gewünschte servieren zu lassen oder nur danach zu suchen, wäre ja sinnlos. Dann könnten wir es wirklich selbst planen. Das wäre sicherlich einfacher.

Ein erstes Grundstück sei fast erworben. Man darf also gespannt sein, wie es für die Kooperative Großstadt 2017 in München weitergeht. Es antworteten Markus Sowa und Christian Hadaller vom Vorstand sowie Florian Fischer vom Aufsichtsrat der Kooperative Großstadt e.G.

www.koogro.de

ARGE KIM NALLEWEG CÉSAR TRUJILLO, BERLIN



Die drei Berliner Architekten Kyung-Ae Kim, Max Nalleweg und César Trujillo firmieren als Arbeitsgemeinschaft, wobei das 2+1 Prinzip gilt. Was nach einer Notwendigkeit klingt, zeigt seine Stärke im Ergebnis. Die formale Unabhängigkeit der Partner schärft das Profil – und gemeinsam gelingt der Erfolg.

Links: Kyung-Ae Kim und Max Nalleweg, Foto: Philipp Obkircher
Rechts: César Trujillo
Foto: NELOHAGEN

VON INNEN NACH AUSSEN – UND ZURÜCK



Links: Einfamilienhaus in Hamburg von Kim Nalleweg, kurz vor der Fertigstellung
Rechts: Kaminecke von César Trujillo, beide Fotos: Philipp Obkircher

VON STEPHAN BECKER

Architektur entsteht meist in Zusammenarbeit, weshalb es zahllose Formen der Partnerschaft gibt. Die sachbezogene ARGE gehört in diesem Kontext eher zu den profanen Organisationsformen, die meist nur dann offizielle Verwendung findet, wenn es sachbezogen wirklich notwendig ist. Von der ARGE Kim Nalleweg César Trujillo war nun jedoch schon öfters zu hören, und zwar immer wieder bei prominenten Wettbewerben. Was, wenn das ARGE-Prinzip hier keinem Sachzwang folgt, sondern im Gegenteil, eine besonders interessante Konstellation beschreibt? Mehrere herausragende Platzierungen geben dieser Vermutung recht – und in Berlin entsteht nach einem 1. Preis gerade ihr Gebäude für die Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Angesichts dieses kleinen Großprojekts, an dessen Umsetzung die drei in ihrer Fabriketage in Berlin-Kreuzberg arbeiten, mag das Bestehen auf einer ARGE-Identität fast ein wenig kokett erscheinen. Warum nicht gleich ein gemeinsames Büro? Tatsächlich ist es schlicht so, dass Kim, Nalleweg und Trujillo auch die Arbeit an eigenen Projekten sehr schätzen. Und das nicht unbedingt zum Nachteil hinsichtlich ihrer Kollaboration, denn wahrscheinlich ist es gerade diese etwas größere Distanz, deren Potential sich in den Wettbewerben zeigt. „Wenn man alleine entwirft, merkt man viel unmittelbarer, was einem wichtig ist und was nicht“, so Trujillo. Was dann eben auch wieder die Arbeit im Team bereichert. Entschieden wird immer in Übereinkunft, auch wenn dadurch der Entscheidungsprozess eine gewisse Unvorhersehbarkeit bekommt. Wie Kim lachend anmerkt: „Wenn wir uns nach langer Diskussion erst mal nicht einigen können, dann vertauschen sich nach ein paar Tagen nicht selten unsere Positionen – was dann wieder für neuen Gesprächsbedarf sorgt.“



Kim Nalleweg: Entwurf für das Wien Museum (2. Preis, 2015)

Die individuelle Freiheit in dieser Konstellation erlaubt dabei auch unterschiedliche Schwerpunktsetzungen. Wo, wie Nalleweg anmerkt, er und Kim Architektur stärker von der Wirkung her denken, gibt es bei Trujillo ergänzend ein großes Interesse an der konstruktiven und strukturellen Systematik eines Entwurfs. Dieses Interesse umfasst dabei alle Maßstabsstufen, sogar einen Kamin hat Trujillo kürzlich realisiert. Klar, dass es ohnehin nicht sehr effizient wäre, selbst solche kleinen Aufträge gemeinsam anzugehen. Die drei treffen sich aber nicht nur bei Wettbewerben, sondern auch in ihrem gemeinsamen Interesse an der Architekturgeschichte, die ihnen als Referenzraum dient.

Am Anfang eines Entwurfs stehen dabei oft Bilder, Atmosphären oder Analogien, die sich zu einem Referenzgeflecht verdichten. Natürlich entwickeln sich solche Inspirationen auch in Bezug zu Ort und Programm, aber es ist diese assoziative Ebene, auf der die Vielfalt an Perspektiven, die Kim, Nalleweg und Trujillo in die Arbeitsge-

meinschaft einbringen, am deutlichsten sichtbar wird. Daraus entsteht ein gemeinsamer Ansatz, der aber im weiteren Entwurfsprozess durchaus Platz für eigene Schwerpunktsetzungen lässt. Dazu gehört Trujillos Fokus auf die gestaltbestimmende Logik der Konstruktion ebenso wie Kim und Nallewegs Blick auf die Wirkung im Stadtraum – woraus folgt, dass ihre Entwürfe gleichermaßen von innen nach außen wie von außen nach innen gedacht sind. Einigkeit besteht außerdem dahingehend, dass jedes Projekt über die Wettbewerbsaufgabe hinaus einen architektonischen Mehrwert bieten sollte, der die Identifikation der Nutzer mit dem Gebäude stärkt. Das kann ein überdachter Vorplatz sein wie in Wien oder – wie bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung – eine einzige Dachterrasse, die, anders als geschossweise Austritte, die Mitarbeiter zusammenbringt.

Dass nicht zuletzt, bedingt durch Ausbildung und Arbeitserfahrung, die architektonischen Referenzen recht unterschiedlich sind, macht die Mischung dabei umso spannender. César Trujillo hat in Valencia studiert, wo damals neben den spanischen Klassikern insbesondere die Architektur der brasilianischen und skandinavischen Moderne eine große Rolle spielte. Kyung-Ae Kim und Max Nalleweg fanden wiederum in Hamburg und Berlin Inspiration bei so unterschiedlichen Architekten wie O.M. Ungers, Venturi Scott Brown oder Kazuo Shinohara. Die gemeinsame Basis der ARGE war dabei eine Vorliebe für nordische Moderne wie Sigurd Lewerentz oder Sverre Fehn und die Paulista-Schule um Paulo Mendes da Rocha. Beim Ungers-Schüler Max Dudler haben Kim und Nalleweg bis zur Gründung ihres Büros auch gearbeitet, während Trujillo neben einem Jahr in Japan länger für Bruno Fioretti Marquez tätig war. Über dieses Büro haben sich die drei auch kennengelernt, als Nalleweg dort für einen Wettbewerb Visualisierungen erstellt hat. Kurz darauf folgte Ende 2015 mit dem 2. Preis beim Wettbewerb für die Erweiterung des Wien Museums bereits der erste gemeinsame Erfolg – Trujillo war damals in der zweiten Runde mit eingestiegen. Dann folgte der 1. Preis für den Neubau der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Dass für die ARGE Kim Nalleweg César Trujillo Wettbewerbe mehr sind, als nur eine Akquisestrategie, dürfte für den Erfolg entscheidend sein. Natürlich wissen sie, dass Verfahren mit 274 Einreichungen (Wien, 2. Preis), 155 Teilnehmern (Rosa-Luxemburg-Stiftung, 1. Preis) oder 187 Büros (Besucherzentrum Bundestag, Anerkennung) immer auch einer Lotterie gleichen. Aber sie schätzen zugleich die Möglichkeiten hinsichtlich des Entwerfens, bei dem man viel freier und unabhängiger ist als bei einem



ARGE Kim Nalleweg César Trujillo: Entwurf für das Museum des 20. Jahrhunderts in Berlin

Direktauftrag. Auch der kommunikative Aspekt, die Herausforderung, eine Idee mit ein paar Plänen für sich selbst sprechen zu lassen, bleibt eine spannende Aufgabe, wie Kim anmerkt. Trotzdem gibt es natürlich auch Momente der Frustration. Beim Ideenwettbewerb für das Museum der Moderne am Kulturforum hatten die drei bei 460 Beiträgen zwar Platz 14 erreicht. Aber aufgrund der umstrittenen Jury-Entscheidung, statt der möglichen 20 nur 10 Büros in die nächste Runde mitzunehmen, war die ARGE trotzdem aus dem Spiel.

Noch ein weiterer Aspekt spricht nach Erfahrung der drei für Wettbewerbe. Hat man nämlich tatsächlich gewonnen, ist der Respekt, den man als junges Büro bekommt, weitaus größer als bei anderen Auftragsformen. Schließlich hat eine Jury mit ihrer Entscheidung den Entwurf validiert – und das trägt durch so manch schwierige Momente während der weiteren Leistungsphasen. Bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung, bei der Kim Nalleweg César Trujillo als Generalplaner fungieren, zeigt sich diese starke

Position nicht zuletzt darin, dass alle wesentlichen Ideen aus der Wettbewerbsphase erhalten geblieben sind. Der Baubeginn ist für Mitte des nächsten Jahres vorgesehen. Was danach kommt? Natürlich arbeiten die drei auch an anderen Vorhaben, so entstehen Dachausbauten, Umbauprojekte oder Einfamilienhäuser. Viel entscheidender ist aber, dass die Zukunftsfrage für Kim, Nalleweg und Trujillo gar nicht so wichtig zu sein scheint. Etwas Wachstum könnten sie sich natürlich gut vorstellen, doch keineswegs um jeden Preis – insbesondere dann nicht, wenn sie dadurch ihre Unabhängigkeit verlieren würden. Der Spaß an der Arbeit muss ebenso stimmen wie die Qualität der Entwürfe – und als Arbeitsgemeinschaft sichern sich Kyung-Ae Kim, Max Nalleweg und César Trujillo die Freiheit, diese beiden Voraussetzungen nicht aus den Augen zu verlieren.

www.kimnalleweg.com

www.trujillomoya.com



ARGE Kim Nalleweg César Trujillo: Projekt für die Rosa-Luxemburg-Stiftung, 1. Preis (2016)

PRODUCTORA, MEXIKO-STADT

Inhalt Architekturwoche 26 Dossier Tipp Bild der Woche



Links: Detail des „Pabelloon CDMX“ auf dem Plaza de la Constitución in Mexiko-Stadt
Rechts: Abel Perles, Carlos Bedoya, Víctor Jaime und Wonne Ickx, beide Fotos: Productora



Temporärer Pavillon „Pabelloon CDMX“ auf dem Plaza de la Constitución in Mexiko-Stadt, Foto: Productora

PRÄZISE GEOMETRIE

VON DANIEL FELGENDREHER

Im Frühjahr gewannen sie für ihr Projekt „Pabellon CDMX“ – ein temporärer Pavillon auf dem Plaza de la Constitución in Mexiko-Stadt – den *Emerge Award des Mies Crown Hall Americas Prize (MCHAP)*, der jährlich vom IIT College of Architecture in Chicago an aufstrebende Büros in Nord- und Südamerika vergeben wird. Sie waren unter den Nominierten für den *BSI – Swiss Architectural Award* und konnten zudem 2016 ihr zehnjähriges Bürojubiläum feiern: Productora sind die aus Argentinien, Mexiko und Belgien stammenden Abel Perles, Carlos Bedoya, Victor Jaime und Wonne Ickx. Sie lernten sich in Mexiko-Stadt kennen und begründeten dort 2006 ihr gemeinsames Büro. In Südamerika ist das „Produktionshaus“ längst bekannt, dieses Jahr tauchten sie durch Preise und Nominierungen auf dem internationalen Radar auf.

Der Büroname: Spanisch für Produktion, gibt die Trial-and-Error-Arbeitsweise der Architekten wieder: Entwürfe entstehen durch einen iterativen Prozess, in dem kontinuierlich formale und räumliche Prototypen produziert, evaluiert, verworfen oder weiterentwickelt werden. Statt mit einem weißen Blatt, beginnen die Architekten so mit einer intuitiven Reihe an Vorschlägen, die, wie sie selbst meinen, „architektonisch manchmal keinen Sinn ergeben“, aber als Analyse-Werkzeuge für Kontext und Programm hilfreich sein können. Ein Interesse an präzisen Geometrien ist Triebkraft ihrer Arbeit. Zwei Flächen, die sich treffen, die Beziehung zwischen zwei Volumen, eine räumliche Sequenz: Aus der Studie von Dingen, die vorerst unabhängig von einer konkreten Entwurfsaufgabe sind, aber die sie formal spannend finden, ergeben sich abstrakte geometrische Ideen, welche die Architekten in intuitiven Zeichnungen und kleinen Modellen weiterentwickeln. „Unsere Arbeit besteht aus klar lesbaren Projekten, die auf einem einfachen Satz von Regeln basieren, die ein Gebäude definieren können. Im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen Büros orientieren sich diese „Arbeitsregeln“ nicht direkt am Programm, der Recherche oder anderen externen Referenzen, sondern werden durch formale, räumliche oder tektonische Untersuchungen entwickelt, also durch das architektonische Objekt selbst.“

2011 gründeten die Architekten gemeinsam mit der Kunsthistorikerin Ruth Estevez in Mexiko-Stadt das LIGA – ein Ort, der mit Ausstellungen, Workshops und Vorträgen lateinamerikanischer Architektur eine Diskursplattform bietet. Dabei geht es ihnen weniger um die Förderung einer spezifischen regionalen Identität in der Architektur, als darum, dem Nachwuchs eine Stimme zu geben. Denn wie sie feststellten, gibt es in Lateinamerika eine Reihe junger Architekten, die bereits relativ früh die Möglichkeit hatten zu bauen, aber keine Diskurskultur entwickeln konnten. LIGA bietet ihnen ein Forum, um über ihre Arbeit zu sprechen und etwas außerhalb der Architekt-Klienten-Beziehung zu produzieren. Der Raum, den die Architekten dazu unter ihrem Büro anmieteten, ist eine unfunktionale Abstellecke und lässt sich praktisch nicht für klassische Architekturausstellungen nutzen, sodass ihr Vorhaben, verschiedene experimentelle Ausstellungsformate zu entwickeln – wie beispielsweise die von Erwin Wurms „One Minute Sculptures“ inspirierten „One-Minute-Exhibitions“, die sie im Sommer 2016 organisierten –, auch durch räumlichen Gegebenheiten gefördert wurde.

Gerade arbeiten sie an den ersten beiden öffentlichen Gebäuden: ein kleines Museum im mexikanischen Bundesstaat Oaxaca und einen Theaterraum im Bundesstaat Morelos. Letzterer besteht aus einem großen dreieckigen, vollständig in Beton ausgeführten Gebäude, das direkt vor einer archäologischen Stätte mit vorhispanischen Pyramiden steht. „Wir fühlten, dass wir neben diesen primitiven Denkmälern kein Gebäude bauen konnten, das von bestimmten Details oder architektonischen Tricks abhängig war.“ Auch hier kamen sie durch ihre Methodik der geometrischen Abstraktion zur adäquaten und naheliegenden Lösung.

„A key question of Productora’s research has been to ask how design should not only attempt to resolve difficulties, but to create architecture as difficulty.“, sagte Carlos Bedoya kürzlich bei einer Vorlesung an der *Iowa State University*. Was er damit

meint? Kurzum: Mit Widerstand und Hindernissen entkommt man der Konvention. In ihrer Arbeit versuchen sie sich mit den architektonischen Werkzeugen, die ihnen zur Verfügung stehen – Kontrast, Rhythmus, Geometrie – gegenseitig ein Bein zu stellen, um zu besseren, unangepassten, manchmal unbequemen Lösungen zu kommen.

www.productora-df.com.mx

www.liga-df.com



Casa Alpes, Mexiko-Stadt,
Foto: Cristobal Palma / Estudio Palma



Bernd Schnoklake, Dirk Betz
und Klaus Dömer, Foto: ©SBDA

SCHNOKLAKE BETZ DÖMER ARCHITEKTEN, MÜNSTER

Ein Gemischtwarenladen sei ihr Angebot: Dirk Betz, Klaus Dömer und Bernd Schnoklake arbeiten in ihrem Büro an vielen und sehr unterschiedlichen Projekten. Doch breit aufgestellt zu sein, heißt nicht, ohne Profil zu agieren. Das Trio bezieht Position, sei es beim Wohnungsbau, bei städtebaulichen Fragen oder, wenn es um den Erhalt eines Kriegsbunkers geht.

UNANGEPASST GEGEN WESTFÄLISCHE STURHEIT

VON SOPHIE JUNG

Als wir uns in der Redaktion des Baunetz entschieden haben, Sie in die Shortlist aufzunehmen, da hießen Sie noch Schnoklake Betz, jetzt ist daraus ein Schnoklake Betz Dömer geworden, und es sitzen drei anstelle von zwei Büropartnern vor mir. Wie kommt es zu diesem Zuwachs?

Dirk Betz: Klaus hat vor drei Jahren bei uns angefangen. Dann war er zwischendurch in Frankfurt und hatte andere Projekte. Kürzlich gab es die Möglichkeit, ihn wieder ins Büro zu holen - geködert haben wir ihn mit einer Partnerschaft. Zu Beginn nächsten Jahres wird er offiziell mit einsteigen. Klaus vertritt im Büro vor allem einen Schwerpunkt, den wir so bislang noch nicht hatten, nämlich das Thema Wohnen.

Aber zunächst einmal gab es nur Sie, Dirk Betz und Bernd Schnoklake. Wie kam es zu der Partnerschaft?

Bernd Schnoklake: Zunächst mal haben wir beide in Münster an der Fachhochschule (heute MSA – Münster School of Architecture) studiert. Und schon damals arbeiteten wir gemeinsam an Projekten. Danach ist aber jeder erst einmal seinen Weg gegangen – ich war bei Bolles+Wilson tätig, Dirk bei Peter Bastian Architekten, also ganz unterschiedliche Richtungen, obwohl beide Bürochefs Peter mit Vornahmen heißen. Ich habe mich dann relativ früh selbstständig gemacht, bin aber immer mit Dirk in engem Kontakt geblieben. Schließlich haben wir beide gemeinsam beschlossen: „Hey, wir machen was zusammen!“ Zur gleichen Zeit kam der zufällige Anruf eines gemeinsamen Freundes, der uns den Tipp gab, sich beim Investorenwettbewerb für ein Ärztehaus im Nachbarstädtchen zu bewerben. Wir haben dann einen Entwurf vorgeschlagen, der das Bahnhofsareal, auf dem das Ärztehaus zu entstehen sollte, städtebaulich neu sortiert hat. Das war wohl die richtige Strategie. Jedenfalls sind wir als damals komplett unbekanntes Büro - auch ohne den notwendigen Investor, aber mit

nachvollziehbarem Konzept - recht schnell zu einem respektablen Auftrag gekommen.

Das Ärztehaus in Telgte war Ihr erstes Projekt. Und schon gleich beginnen Sie mit einem städtebaulichen Umwurf. Erläutern Sie doch einmal.

Dirk Betz: Eigentlich war vorgesehen, dass wir das Grundstück parallel zur Bahntrasse bebauen. Also wie ein Anbau an das ohnehin schon längliche Bahnhofsgelände. Allerdings endete an der Stelle die Straße aus der Innenstadt und mündete irgendwie im Nichts. Wir haben das Gebäude einfach entgegen der Grundstücksvorgaben um 90° gedreht und zwischen unserem Neubau und dem Bahnhofsgebäude einen Platz aufgespannt, der die Situation nun städtebaulich abschließt.

Telgte ist ein kleines Städtchen. Gab es Einwände gegen Ihren Konventionsbruch, ein Gebäude einfach gedreht und nicht gerade neben den Bahnhof zu setzen?

Dirk Betz: Die gab es. Zum Beispiel hat sich der Heimatverein Telgte gegen den Bau gewehrt. Schon das Flachdach war nicht erwünscht. Der Verein hat verwirrende Modelle gebaut, um zu zeigen, dass die Maßstäblichkeit nicht stimmt. Glücklicherweise hat aber genau zu diesem Zeitpunkt die Stadt einen Gestaltungsbeirat gegründet. Da hatten wir dann auch fachkompetente Leute gegenüber, die unseren Argumenten gut folgen konnten.

Bernd Schnoklake: Die Widerstände haben vielleicht etwas mit der kleinen Stadt zu tun. Aber schließlich war es eine konstruktive Zusammenarbeit zwischen Bürgermeister, Investor und uns, bei der alles zwischenmenschlich vertrauensvoll ablief. Auch das hat etwas mit einem kleineren Städtchen zu tun und ist ein Vorteil für das Projekt gewesen.



Nun haben Sie mehrere Projekte in westfälischen Städtchen. Stoßen Sie da häufig auf Widerstände?

Bernd Schnoklake: Nicht prinzipiell, es ist eher so, dass es schwierig ist, bestimmte Themen zu platzieren. Themen, die man gerne nach vorne bringen möchte, um zeitgenössische Architektur im ländlichen Münsterland entwickeln zu können. Münster und seiner Umgebung geht es verhältnismäßig gut. Die Notwendigkeit, weiterzudenken und vorausdenken wird häufig verkannt. Über Alternativen nachzudenken, wo doch die Stadt so schnell wächst, zum Beispiel über eine stärkere Verdichtung und größere Höhen, findet zum Beispiel häufig Widerstände. Das Motto hier ist oftmals: Mir geht es gut, ich habe mein Haus, ich brauche nicht darüber nachzudenken. Dabei fehlen bis 2025 nach jetziger Prognose 25.000 Wohnungen!

Und im Wohnungsbau liegt jetzt Ihre Zukunft?

Dirk Betz: Nicht nur. Aber wir möchten das gerne weiter ausbauen. Für uns war ein Schlüsselwettbewerb das Wohnquartier Gasselstiege. Dort ging es für Münster um ein großmaßstäbliches Wohnquartier. Das Grundstück hat sich vordergründig nicht zum Wohnen geeignet: von zwei Hauptverkehrsachsen gleichzeitig umschlossen, herrscht eine wahnsinnige Lärmbelastung. Darauf haben wir schließlich eine ganz eigene Antwort gefunden, indem wir ein großes, ringförmiges Gebäude vorgeschlagen haben, das sich um eine geschützte Grünfläche in der Mitte legt, die der Allgemeinheit zugeordnet war. Ich glaube, dem Bauherrn hat ein bisschen der Mut gefehlt, die entstandene Großform dann wirklich umzusetzen. Die Reaktionen auf den Vorschlag waren aber sehr gut.

Bernd Schnoklake: Der Wettbewerbsbeitrag selbst ist ein Statement von uns gewesen. Da haben wir uns intern schon einige Fragen gestellt: Wie geht man damit um? Wie sollen wir weitermachen, und wie platzieren wir eine Architektur in Münster, die das Bekannte weiterentwickelt?

Wenn Sie nun sagen, Sie möchten eine andere Architektur in der Stadt platzieren, was meinen Sie damit: andere Ästhetik, andere Funktion?

Klaus Dömer: Wir stoßen in Münster häufig auf konservative Konventionen. Es geht uns – unabhängig von der Nutzung – um das Aufbrechen und Anreichern dessen,



Apothekerverband Münster, Foto: Roland Borgmann



Vorschlag für den Erhalt und die Überbauung eines Kriegsbunkers in Münster

einem Wohngebiet. Das gefällt womöglich nicht jedem.

Dirk Betz: In Münster ist schon einmal ein Bunker abgerissen worden, und das haben wir sehr bedauert. Als wir von den Abrissplänen dieses Bunkers hörten, haben wir aus eigener Initiative ein Erhaltskonzept für den Bestand entwickelt. Das Viertel, in dem der Bunker steht, hat seine ganz eigene Identität und hätte sie mit dem Abriss verloren. Wir haben dann in unserem Vorschlag den Sockel des Bauwerks zu zwei Dritteln stehengelassen und obendrauf wie Schwalbennester nebeneinander vorgefertigte Wohneinheiten entworfen. Auf Anregen der Politik haben wir das Projekt weitergetrieben und sind jetzt immer noch dabei. Der Bunker ist mittlerweile mehrmals verkauft worden und soll tatsächlich erhalten bleiben. Wir waren damals 2012 die Ersten mit diesem Vorschlag. Neben dem ästhetischen Wunsch, dieses Gebäude zu schützen, haben wir auch handfeste Argumente: Die Abrisskosten des Bunkers mit extremen Betondicken wären sehr viel höher gewesen als der Grundstückswert. Dazu kommen die extremen Belastungen während des Rückbaus aus Schall und Erschütterung. Der Investor hätte den entstehenden Refinanzierungsdruck nur mit möglichst vielen Wohnungen ausgleichen können. Wir versprechen bei geringerem Aufwand und Einsatz von finanziellen sowie materiellen Ressourcen einen besseren Erfolg. Nicht nur für den Investor - das Viertel aus Bewohnern und geschichtlicher Identität profitieren gleichermaßen.

Sie sagen „auf Anregen der Politik“. Und zwar soll diese Anregung gekommen sein, als Sie bei Ihnen im Büro eine informelle Ausstellung organisiert haben und dann mal eben die Politik vorbeikam. In Berlin kommt die Politik nicht einfach so vorbei. Ist die kleine Größe der Stadt von Vorteil für ein junges Büro?

Dirk Betz: Münster unterscheidet sich von der Dichte der Architekten pro Einwohner gewiss nicht sehr von Berlin. Es ist ein schwieriger Markt. Vielleicht ist es hier überschaubarer. Man kommt auch schneller ins Gespräch. Aber die Stadt ist auch wieder so klein, dass eine pluralistische Herangehensweise nicht möglich ist.

was die Leute allgemein unter Architektur verstehen. Und dann möchten wir schon versuchen, innovativ zu entwerfen, sei es in der Typologie oder im Programm. Durch eine smarte Strategie lässt sich ein Mehrwert generieren, der über die gestalterischen Aspekte weit hinausgeht. Wenn wir den Auftrag haben, funktioniert das meistens ganz gut.

Bernd Schnoklake: Unsere Projekte sind untereinander extrem verschieden: Umnutzung von einem Bunker, Wohnungsgebäude, zwei Verwaltungsgebäude, ein Wettbewerb für ein intergeneratives Zentrum, ... Wir decken ein breites Projektspektrum ab, aber alle Projekte eint, dass die Gebäude in der Typologie und der Programmatik zuerst komplett auseinander genommen werden und wir die Grundaufgabe frei von ästhetischen Definitionen konzeptionieren. Am Ende kommt immer ein begründbares Konzept heraus, das nicht dem Zeitgenössischen unterliegt. Wir können eigentlich immer belegen, warum wir etwas wie gemacht haben. Diese umfassende Betrachtung bringt Vorteile in der Nutzung, Akzeptanz und Wirtschaftlichkeit eines Gebäudes.

Sie setzen sich auch für den Erhalt eines Kriegsbunkers in der Stadt ein, der 2012 zum Verkauf und zum Abriss freigegeben wurde. Ein Bunker mitten in

www.sbda.info

SPACE POPULAR, LONDON



Frohe Farben für den langen nordischen Winter:
Wettbewerbsbeitrag für den Träbågen Culture Center, 2016, Bild: Space Popular
Rechts: Nach fünf Jahren in Bangkok sind Lara Lesmes und Fredrik Hellberg zurück
in London, wo sie u.a. an der AA lehren, Foto: Space Popular

ISOTROPE RAUMFORSCHUNG

VON LUISE RELLENSMANN

Minimalismus war gestern, Space Popular setzen auf grelle Farben, Ornamentik und Symbolik. Flamboyant, so lassen sich die Architektur und das äußerliche Auftreten der beiden Bürogründer Lara Lesmes und Fredrik Hellberg beschreiben. Doch wer denkt, die beiden seien so etwas wie die Paradiesvögel der Londoner Architekturszene, liegt falsch. Eher sind sie Teil einer ganzen Bewegung: „In unserer Generation gibt es viele Büros, die ähnlich wie wir mit einer Faszination für die Architekturgeschichte arbeiten und versuchen, so viel wie möglich aus der architektonischen Vergangenheit zu lernen und dabei Farben, Bedeutungen und Ornament in der Architektur wieder zu entdecken“ so Hellberg. Was ein bisschen nach Postmoderne klingt, ist eher den Beaux-Arts entlehnt.

Dabei kann auch schon mal ein in Regenbogenfarben getauchter Hybrid aus Palazzo Medici und schwedischer Scheune herauskommen wie ihr Wettbewerbsbeitrag für den Träbågen Culture Center im nordschwedischen Skellefteå. In der von Holztönen geprägten 35.000 Einwohnerstadt kontrastierte der ebenfalls als Holzkonstruktionen geplante polychrom-ornamentale Entwurf von Space Popular. Das Farbspektrum vom Tiefblau über Pink und Orange bis hin zu Weiß und einem hellen Blauton orientierte sich am Nordlicht. Trotz dieser Referenz sagen beide, gebe es (noch) kein klares Konzept der Farbnutzung in ihrer Arbeit. „Es ist der einzige Aspekt unsere Arbeit, den wir nicht genau erklären können.“ Generell sei Farbe in der Architektur ein vernachlässigtes Thema. Studienangebote dazu gebe es so gut wie keine, stellt der 34-jährige Hellberg fest, der nach seinem Studium für Sauerbruch and Hutton in Berlin gearbeitet hatte.

2011 schlossen die Anfang Dreißigjährigen ihr Studium an der *Architectural Association* in London ab, dann zog es sie nach Bangkok und in die Lehre. An der Chulalongkorn University unterrichteten sie fünf Jahre im „International Program in Design and Architecture (INDA)“. Die Lehrerfahrung ist für sie gleichbedeutend mit der Praxis: „In den vergangenen Jahren haben wir mehr Zeit an der Uni mit den Studenten als



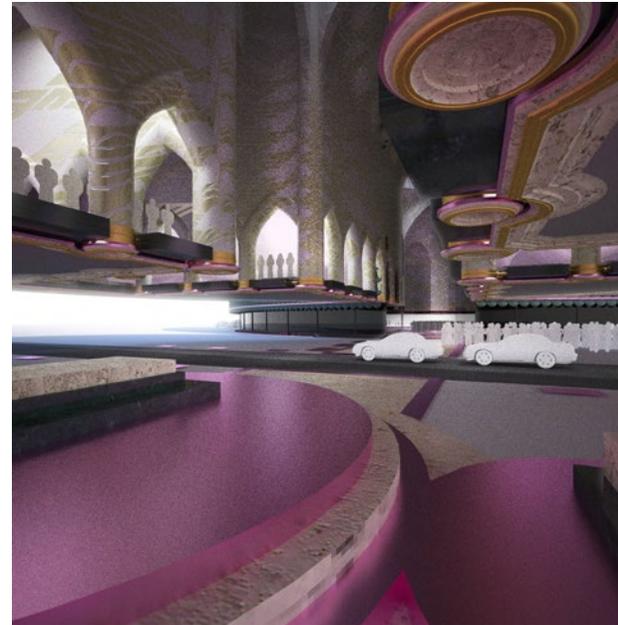
Vom Möbeldesign bis hin zum Branding gestalteten Space Popular den in einem viergeschossigen Bestandsgebäude untergebrachten „Infinity Spa“ im Bangkoker Stadtteil Silom, Fotos: Space Popular

im Büro verbracht. Über Studentenprojekte sprechen wir wie über unseren eigene Entwürfe.“ Die akademische Umgebung sei perfekt, um eigene Ideen weiterzuentwickeln, zu verfeinern oder ganz neue Ideen gemeinsam mit Studierenden zu erforschen. Ihre Ideen setzen sie auch in ihren zahlreichen Wettbewerbsbeiträgen um. Zuletzt entwarfen sie ein monumentales Bauwerk als National Pantheon of Kazakhstan in Astana, ein Sportzentrum in Bulgarien oder das *House of Fairytales*, ein Museum für Hans Christian Andersen, in Dänemark.

In Thailand konnten sie eine temporäre Bühne für ein Festival realisieren und das Interior einer Wellness-Einrichtung im Bangkok Stadtteil Silom. Letzteres verdeutlicht die interdisziplinäre Arbeitsweise des Büros: Lara Lesmes und Fredrik Hellberg übernahmen die komplette Gestaltung vom Innenraum, Möbeldesign bis hin zum Branding des in einem viergeschossigen Bestandsgebäude untergebrachten *Infinity Spa*. Sein Name bezieht sich auf die räumliche Qualität, Vorhänge lassen bestehende Wände verschwinden, verunklären die Raumgrenzen und schaffen damit eine „isotrope Umgebung“ für die Besucher. Wände, Treppen und Geländer und die raumtrennenden Vorhänge sind allesamt in Weiß gehalten. Die monochromen Räume sind mit selbstentworfenen und vor Ort produzierten farbigen Möbeln bestückt: von klobigen, senfgelben Loungesofas über filigrane, türkise Regalstrukturen und Stühle bis hin zu fast unsichtbaren Elementen. Im *Infinity Spa* kommt nichts von der Stange. „Es ist toll, Bauherren zu haben, die dich beauftragen, einen Massagestuhl oder ein Waschbecken zu entwerfen, statt es fertig zu kaufen. Die Menschen hier sind offen und experimentierfreudig und wissen Maßanfertigungen zu schätzen.“

Die klinisch wirkende Gesamtkomposition weckt Assoziationen mit den Sanatorien der Zwanziger- oder Dreißigerjahre, eine Atmosphäre, die man eher nicht in den sonst von warmen Holzönen geprägten südostasiatischen Spas in Verbindung bringt. Vom Bauherr war das explizit gewünscht, inzwischen ist der *Infinity Spa* der beliebteste Ort Bangkoks für Körperentspannung, Gesichtsverjüngung und Nagelpflege. Neben der Gestaltungsfreiheit in der Lehre schätzen Lesme und Hellberg am Arbeiten im Bangkok besonders die vielen Möglichkeiten, die die Stadt für die Produktion etwa von Möbeln und anderen Objekten bietet.

Trotzdem haben sie auch in Lesmes Heimat Spanien ein ähnlich ganzheitliches Projekt umgesetzt. In Valencia gestalteten sie Innenraum und Branding eines Montessori-



Gotische Torbögen im Entwurf für das „The National Pantheon for Kazakhstan“, der ein Nebeneinander unterschiedlicher Religionen unter einem gemeinsamen Dach von vier schwebenden Kuppeln vorsah, Foto: Space Popular

Kindergartens. Die spielerischen Möbelentwürfe, Bänke oder Regale, die Kindern als Tunnel oder Höhle dienen, verdeutlichen die Philosophie von Space Popular: Beliebte Räume zu schaffen, für die Nutzer zu planen, ihnen eine besondere Erfahrung und Eindrücke zu bescheren. „Das ist der Grund, warum unsere Architektur manchmal fast übertriebene Momente aufweist,“ so Hellberg. Die Architektur von Space Popular soll Spaß machen, detailreich sein und dadurch stimulierend wirken. Bedeutsame Architektur zu schaffen, heißt für SPOP – wie sie sich auch abkürzen – nicht, immer mit Symbolen zu arbeiten, wie bei ihrem Entwurf für das Märchenmuseum. Da hatten sie Säulenkapitelle entworfen, deren Ornamentik ganze Geschichten erzählen. Im Kindergarten werde die Bedeutung eher durch warme Materialität wie Holz vermittelt.

Nach fünf Jahren in der thailändischen Hauptstadt sind Space Popular seit dem Frühjahr 2016 zurück in London. Derzeit lehren sie an der AA, planen ein Wohnungsbauprojekt im spanischen Santa Barbara und freuen sich auf die Teilnahme an einem nächsten Wettbewerb.

www.spacepopular.com

REUTER RAEBER, BASEL

Die Architektur von Reuter Raeber aus Basel entsteht im Prozess der Zusammenarbeit mit dem Bauherrn – Das Ergebnis ist ein preisgekröntes erstes Haus



Links: Haus Riehen, Foto: Eik Frenzel
Rechts: Lukas Reuter und Patrick Raeber, Foto: Claudia Link, Basel

INTENSIVES VERTRAUEN

VON DINA DOROTHEA FALBE

Glaubt man dem Jurybericht, scheint mit dem Einfamilienhaus in Riehen alles zu stimmen: „Der Entwurf überrascht mit einem starken Bezug zur Topografie, einem offenen Raumkonzept, einem strukturellen Zusammenspiel von leichten und schweren Materialien wie Beton, Holz, Stahl, Glas und einer sinnlichen Atmosphäre“. Die Basler Architekten Lukas Reuter und Patrick Raeber erhielten für ihr Projekt den Schweizer Arc Award in Gold in der Kategorie „Der erste Bau“. Sie kennen sich seit ihrer Jugend, haben zusammen studiert und nach verschiedenen Auslandsaufenthalten im Jahr 2012 das eigene Büro in der Heimat gegründet. In einem Hinterhaus im St. Johann Quartier in Basel arbeitete das Duo zunächst an kleineren Projekten, bevor der Auftrag zum Haus in Riehen kam. Der Neubau gab ihnen die Möglichkeit, eine ausgereifte architektonische Herangehensweise und Haltung unter Beweis zu stellen. Mit dem „präzisen, intelligenten und frischen Entwurf“ haben sie die Messlatte für ihr weiteres Schaffen hoch gesetzt und neben dem Arc Award auch den Best Architects 17 Award gewonnen.

Das Haus in Riehen wurde viel publiziert und hat ihr Büro bekannt gemacht. Wie kamen Sie zu diesem Projekt oder das Projekt zu Ihnen? Für das Haus in Riehen wurden wir von einem Freund empfohlen. Wir schätzen solche Empfehlungen sehr und gehen sehr sorgfältig damit um. Eine gute Zusammen- und Projektarbeit bildet die Grundlage für weitere Aufträge. Es sind dann auch frühere Auftraggeber, Freunde und Bekannte, die unsere Arbeit schätzen und weiterempfehlen.

Die Beziehung zwischen Bauherrn und Architekt ist eine Entwicklung. Mehr und mehr wird ein Vertrauensverhältnis aufgebaut und über eine lange Zeit intensiviert. Als noch junger Architekt muss man sich alles erst erarbeiten und unter Beweis stellen, zu was man fähig ist. Es braucht auch seitens der Bauherrschaft Mut, sich auf ein junges Architektenteam einzulassen. Unserer Erfahrung nach sind nicht alle dazu bereit und es ist keine Selbstverständlichkeit ist, diesen Weg zu wählen.

Wir finden, dass unsere Bauherrschaft das in diesem Projekt sehr gut angegangen ist und diesen Schritt wohl durchdacht hat. Vor allem hat sie viel Motivation mitgebracht, ein außergewöhnliches Haus unter Berücksichtigung individueller Bedürfnisse in einem Prozess zu gestalten. Wir wurden unterstützt, wo wir Unterstützung brauchten und haben gleichzeitig viel Freiheit erhalten, um Ideen zu verwirklichen.

Wie gehen Sie beim Haus in Riehen auf den Standort ein? Wir haben uns intensiv mit zwei Themen in Bezug auf den Kontext auseinandergesetzt. Zum einen waren das die unmittelbare Umgebung und das Bauen an einer Hanglage auf steinigem Untergrund. Aus dieser Gegebenheit entsprang das abgestufte Erdgeschoss, denn damit erreichten wir die Nähe und Direktheit zum Garten. Die in das Terrain eingebetteten Umgebungsmauern eröffneten zudem verschiedene Garten- und Hofsituationen. Als weiteres Thema haben wir ein Interesse an den frühen Bauten der Moderne in Riehen entwickelt, also am erweiterten Kontext. Es sind bedeutende baukünstlerische und typologische Einfamilienhäuser, die ein damals neues Bauen repräsentierten und für eine aufgeschlossene Bauherrschaft und herausragende Architekten stehen. Die Anwendung von Stahlskelett-Bauweise bei Wohnbauten war damals aus bautechnischer Sicht Pionierarbeit. Es ist eine Architektursprache, die durch einen Elementarismus der Form und der Materialien bestimmt wird. Strenge kubische Gliederung der Baukörper, Flachdach, eine glatte Fassadenhaut sind Gestaltungsmerkmale, die uns beschäftigten. So haben wir ein filigranes kubisches Haus aus Holz und Stahl, aufliegend auf lediglich zwei Betonwandscheiben, entworfen.

Was ist das baukonstruktiv Besondere an diesem Projekt? Die Konstruktion ist eine Mischbauweise – eine hybride Komposition. Der Fußboden im Erdgeschoss, die Feuerstelle und die zwei tragenden Außenwandscheiben sind aus Beton. Diese Materialisierung entspringt dem steinigem Untergrund – die Oberflächen sind homogen und roh. Ein vorgefertigter, filigraner Holzelementbau bildet die Konstruktion des aufliegenden Baukörpers.



Innenansichten Haus in Riehen, Fotos: Eik Frenzel



Die logische Einfachheit des gewählten Systems wird jedoch durch eine folgerichtige Komplexität ergänzt und findet ihren Ausdruck in einer zweigeschossigen Betonstruktur. Diese dient im Erdgeschoss der Feuerstelle, auf die eine Querwand abgestellt wird. Das Element greift in den Holzbau im Obergeschoss ein, wo die Betonbadewanne und ein Betonkubus beim Esszimmer ein statisches Gleichgewicht schaffen. In umgekehrter Abfolge gibt es im hinteren Gebäudeteil einen Holzbaukörper, der die Garderobe und die Treppe aufnimmt und vom Obergeschoss bis ins Erdgeschoss führt. Im Innern sind also immer beide Bauweisen spürbar und ergänzen sich. Ein statischer Balanceakt entfacht ein kräftiges und ausgedehntes Raumgefühl und bringt eine beziehungsreiche Architektur zum Vorschein.

Vor dem Neubau haben Sie bereits verschiedene Umbauten wie eine Dachaufstockung in Kleinbasel umgesetzt. Welche besonderen Herausforderungen und Möglichkeiten bietet das Bauen im Bestand für Sie?

Unsere Arbeit ist das Resultat eines Prozesses und der intensiven Auseinandersetzung mit dem Kontext. Bei einem Umbau ist die Ausgangslage der Bestand, an den man anknüpfen kann. Bei der Brombacherstraße waren es zwei Brandmauern der Nachbarhäuser, die uns im Entwurfsprozess dazu führten, das oberste Stockwerk analog einer Brücke stützenfrei einzuspannen. Die weiteren Schritte waren, die Statik konsequent miteinzubeziehen und die räumlichen Qualitäten ausfindig zu machen. So führten die groß dimensionierten Brettschichtholzträger zu überhohen Räumen im unteren Stockwerk. Das Konstruktionsholz ist gleichzeitig die sichtbare Holzoberfläche, womit die Materialechtheit unterstrichen wird.

Haben Sie Vorbilder? Welche Architekten haben Sie beeinflusst? Es gibt eine Vielzahl von Architekten – respektive deren Werke – die inspirierend sind. Dabei sind vielleicht die Architekten, die uns in unserer Ausbildung als Professoren, während der Praktikumszeit oder später im Beruf begleitet haben, maßgebend. Es sind aber auch

Architektenkollegen aus unserem direkten Umfeld, deren Arbeit wir verfolgen, oder es sind Architekten, Stadtplaner oder Künstler, zu denen wir keinen näheren Bezug haben, uns von deren Werk dennoch oder gar umso mehr inspiriert fühlen. Gemeinsam ist dem aber, dass ein Objekt selten als Solitär ein Interesse weckt, sondern dessen Hintergrund, dessen Absicht, Kontext und Einbindung in das Werk eines Architekten, von dem in dessen Gesamtheit eine Faszination ausgeht.

Beeinflusst das räumliche Umfeld Ihre Arbeitsweise? Wir haben beide während und nach dem Studium im Ausland gelebt und gearbeitet. Wahrscheinlich ist diese Zeit prägend, und zwar aus dem einfachen Grund, weil vieles so anders ist und man sich viel intensiver bewegt. Man betrachtet die Dinge mit einem anderen Bewusstsein und versucht sie aufzusaugen. Im gewohnten Umfeld gäbe es wahrscheinlich beinahe genauso viel zu entdecken, doch dort ist das viel schwieriger. Die große Nähe und die Vertrautheit machen es beinahe unmöglich, sich zu lösen und zu öffnen.

Entwürfe wie die Masterarbeit von Lukas Raeber „Lokale Bastion“ positionieren sich kritisch zu urbanen Entwicklungen in Zürich. Gemeinsam mit Marc Angéilil haben Sie in Zürich auch einen Städtebauwettbewerb für die Zollstraße gewonnen. Wie wirkungsvoll sind kritische Entwürfe aus Ihrer Sicht, wie groß die Möglichkeiten für Architekten, auf die Stadtentwicklung Einfluss zu nehmen? Jedes Projekt steht mit seinem Umfeld im Dialog, sei es architektonisch oder programmatisch. Folglich hat für uns jedes Projekt, egal auf welchem Maßstab, Einfluss auf die Stadtentwicklung und eine Verantwortung den StadtbewohnerInnen gegenüber. Das Projekt „Lokale Bastion“ betrachtet das Quartier um den Zürcher Hauptbahnhof nicht nur geschichtlich und städtebaulich, sondern auch soziologisch. Daraus resultierte die städtebauliche Strategie, mittels weniger Interventionen, die ursprüngliche Attraktivität des Quartiers unabhängig der stattfindenden Gentrifizierung beizubehalten. Dies wird durch großformatige Impulsprojekte mit quartierspezifischem Programm erreicht, die auch als Treff- und Reibungsorte dienen. Der Entwurf lehnt sich zudem an die Architektur des Gleisfelds an.

Der Wettbewerb hat sich aus einer Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Büros ergeben, im Auftrag der Schweizerischen Bundesbahnen SBB. Das geforderte Raumprogramm war klar definiert. Bei unserem Wettbewerbsbeitrag wurde viel Wert auf die Außenflächen und Erdgeschossnutzungen gelegt, um hier eben solche Reibungsorte

zu ermöglichen. Die radikalen Ideen der vorangegangenen Arbeit konnten so in Ansätzen miteinbezogen werden.

Ihr Büro bietet eine große Bandbreite an Projekten auf allen Maßstäben. Worin liegt Ihre Leidenschaft? Was für Architektur möchten Sie in Zukunft machen?

Unsere Leidenschaft und der Fokus vergangener Projekte zeigen sich bereits in einem spezifischen, sich wiederholenden Ausdruck. Wir haben uns in den letzten drei bis vier Jahren stark mit den konstruktiven Gegensatzpaaren – massiv oder filigran, rau oder glatt, aufgehängt oder abgestützt, rational oder verspielt, oder ganz einfach Holz und Beton auseinandergesetzt. Daraus folgt eine Identität unserer Arbeiten. Dennoch stehen wir als Architekten am Anfang unseres Schaffens und konzentrieren uns darauf, eine sorgfältige und nachhaltige Arbeit zu leisten, zu der wir stehen können.

Unsere Arbeit ist ein Prozess. Uns interessiert eine Architektur, die nicht auf der Hand liegt. Jede Aufgabe fordert eine spezifische Architektur und ist nicht vordefiniert. Es ist uns wichtig, Projekte angehen zu können, die diese Möglichkeiten und die nötigen Räume zulassen.

www.reuterraeber.com



Christian Felgendreher, Johannes Olfs, Christina Köchling,
Foto: Arne Felgendreher und Chi Li

FELGENDREHER OLFS KÖCHLING, BERLIN

FOR THE LONG RUN

VON DINA DOROTHEA FALBE

Ihr Wettbewerbsgewinn für die Primarschule in Azmoos im Jahr 2015 war eine kleine Sensation: Felgendreher Olf Köchling hatten ihr Büro erst sieben Monate zuvor in Berlin gegründet und direkt einen Wettbewerb in der Schweiz gewonnen. Nach dem gemeinsamen Studium an der Universität der Künste in Berlin, wo sie bereits das erste Projekt zusammen umgesetzt hatten, zogen die drei Architekten in die Welt hinaus. Christian Felgendreher arbeitete in London für Chipperfield und in Berlin für Kuehn Malvezi, Johannes Olf ging zu Quintus Miller und Paola Maranta in Basel. Ebenfalls in der Schweiz arbeitete Christina Köchling für Christ und Gantenbein.

Die Erfahrung hat sicher ihren Teil zu der bemerkenswerten Erfolgsrate auch in nachfolgenden Wettbewerben beigetragen, doch die Entwürfe bieten mehr als nur die Summe dieser Erfahrungen. „Ein Schulhaus, das Konventionen bricht ... ein poesievoller Beitrag, der dem Ort eine neue Identität verleiht.“, urteilte die Jury zum Beitrag für Azmoos. Der große Holzbau passt sich durch seine fünf Giebel in die dörfliche Struktur ein. Die räumliche Situation im Obergeschoss assoziierte die Jury mit einem Dorfplatz.

Auch in Deutschland gab es Preise und Anerkennungen, beispielsweise für das Greifswalder Stadtarchiv 2015. Im Kanton Zürich überzeugte der Entwurf „Bud & Terence“ für den Werkhof Bülach. Das Ensemble besteht aus einem großen Volumen für Fahrzeuge und einem kleineren, in dem Büros sowie das Labor „Oberbau und Geotechnik“ untergebracht werden. Die Jury überzeugte nicht nur Städtebau und Funktionalität, sondern auch der „eigenwillige, architektonische Ausdruck“ in Sichtbeton mit markanten Pultdächern.

Die Architekten erklärten gegenüber der Bauwelt, dass sie für jeden Wettbewerb eine „sehr spezifische Form für Ort und Funktion“ entwickeln. Trotz dieser Wettbewerbs-erfolge sahen die Architekten sich im vergangenen Jahr noch nicht als erfolgreich an. „Wir bauen ja noch nicht.“, sagten sie im Interview. An die eigene Arbeit haben sie

den Anspruch der Beständigkeit, sie möchten „langfristig gute Architektur schaffen“, die „auch nach vielen Jahren noch relevant ist“. Wir haben nachgefragt, wie es inzwischen weiterging:

Sie haben sich im Studium an der UdK in Berlin kennengelernt und 2006 bereits den Bauwelt-Preis für das erste Haus gewonnen. Warum haben Sie erst 2015 Ihr gemeinsames Büro gegründet? Was war der Auslöser? Das erste Haus damals war ein Studentenprojekt, aber sicher der Grundstein für unsere heutige Zusammenarbeit. Wir mussten danach noch wichtige Erfahrungen sammeln, jeder für sich, und irgendwann war der richtige Zeitpunkt einfach da. Der Wunsch zur Selbstständigkeit war da, Projekte in den Büros waren fertig gestellt, Kinder kamen auf die Welt, und wir mussten einfach das machen, was wir schon lange vorhatten.

Bekannt wurden Sie mit Ihrem Wettbewerbserfolg für eine Primarschule im Kanton St. Gallen. Dies war nicht Ihr erster Wettbewerbserfolg und auch nicht der letzte. Welches Projekt sehen Sie als das wichtigste für die Entwicklung Ihres Büros an? Den ersten gemeinsamen Wettbewerb haben wir im Urlaub in der Provence gemacht, als Probelauf sozusagen. Unser radikaler Vorschlag für einen Kindergarten am Bodensee wurde mit einem 3. Preis gewürdigt. Dieses Gesehenwerden gab uns den nötigen Rückenwind bei der Gründung und eine finanzielle Starthilfe.

Grundsätzlich sind aber alle Projekte gleich wichtig. Wir wachsen an jedem Projekt, und jeder Preis bestätigt die Relevanz unserer Arbeit.

Praktisch war natürlich Azmoos wichtig für uns. Die Resonanz der Gemeinde war sofort so positiv, dass uns klar war, die Durststrecke bis zur Beauftragung müssen wir überbrücken. Dies wurde uns aber nicht besonders schwer gemacht, weil uns mehrere Wettbewerbserfolge sowohl finanziell als auch psychologisch am Laufen gehalten haben.



Wettbewerbsgewinn: Der Entwurf „Bud & Terence“ für einen Werkhof im schweizerischen Bülach soll realisiert werden

und für uns inhaltlich von Interesse sind. Wir kennen uns in den beiden Ländern gut aus, und in der Schweiz gibt es im Allgemeinen etwas mehr Vertrauen von öffentlichen Bauträgern in junge Architekten. Uns erscheint es deswegen einfacher möglich, in der Schweiz einen Auftrag durch einen Wettbewerb zu erhalten. Es fängt nun allerdings durch die Referenzen an, dass wir auch an deutschen geschlossenen Wettbewerben teilnehmen können.

Wie ging es nach dem gewonnenen Wettbewerb in Azmoos weiter? Bauen Sie schon? Die Gemeindeabstimmung über den Baukredit hat jetzt im November - eineinhalb Jahre nach dem Gewinn - stattgefunden und bestätigt damit die Beauftragung. Zeitgleich gehen jetzt noch zwei weitere Projekte in die Entwurfsplanung.

Auch in diesem Jahr haben Sie wieder in der Schweiz gewonnen. Diesmal den Wettbewerb für den Werkhof Bülach. Was reizt Sie daran, in der Schweiz zu bauen oder überhaupt an dortigen Wettbewerben teilzunehmen? Wir machen in Deutschland und in der Schweiz die Wettbewerbe mit, die für uns zeitlich passen

Christian Felgendreher war am Lehrstuhl von Hilde Léon in Hannover tätig. Christina Köchling bei Krucker Bates in München und nun an der TU Berlin bei D. Fioretti. Was interessiert Sie an der Architekturvermittlung besonders? Man bleibt frisch, muss die Dinge schnell, knackig und verständlich auf den Tisch bringen, man bleibt im Training. Das ist sehr wichtig für die eigene Arbeit.

www.f-o-k.net



Floris De Bruyn, Frederick Verschueren und
Philippe De Berlangereer, Foto: GAFPA

**GAFPA,
GENT**

PRAGMATISMUS UND DEKONSTRUKTION

VON GREGOR HARBUSCH

Bei Architekten ist es wie bei Musikern, meint Flors De Bruyn vom Büro GAFPA. Ein Hit verhilft zum Durchbruch. Das junge Büro aus Gent schaffte dies vor zwei Jahren mit einem Ferienhaus in Wachtebeke, das eigentlich gar nicht so typisch ist für die Arbeit von GAFPA. Klar und streng schwebt das Haus über dem Boden, ein hohes Fassadenmodul und filigrane Profile bestimmen den Entwurf. Die Verwurzelung im Referenzraum der klassischen Moderne ist offensichtlich. Dass es bei GAFPA jedoch um mehr geht, als um zeitlos moderne Eleganz, machen bereits die Sperrholzpaneele deutlich, die den Außeneindruck bestimmen und eine Verschiebung zum Einfachen, Temporären und Banalen markieren. Trotzdem: Das Haus bedient Sehgewohnheiten und wurde durch die Medien gereicht wie kein zweites Haus des jungen Büros.

Dabei interessiert sich GAFPA eben nicht für eine reine, vollkommene und in sich ruhende Architektur à la Mies van der Rohe. Vielmehr geht es den drei Partnern Floris De Bruyn, Philippe De Berlangier und Frederick Verschueren um einen programmatischen Pragmatismus, der Kontext und Alltagsästhetik aufgreift, interpretiert und in eine eigene, nicht selten radikale Lösung übersetzt. Das Büro reiht sich mit diesem Ansatz in die hochinteressante flämische Szene ein, die in ihrer dekonstruktiven Auseinandersetzung mit der Normalität des Gegebenen seit einigen Jahren international für Furore sorgt. Gegründet wurde GAFPA 2008 kurz nachdem De Bruyn, De Berlangier und Verschueren ihr Studium an der Universität Sint-Lucas in Gent abgeschlossen hatten. GAFPA steht für Gent Association for the Production of Architecture und verweist ins Fiktionale, denn der Name ist einem Roman entnommen. Seit der Gründung des Büros konnten die drei Genter bereits eine ganze Reihe Projekte realisieren, die sie mit archivarischer Trockenheit chronologisch durchnummerieren. Das eingangs erwähnte, seit 2011 geplante Ferienhaus trägt beispielsweise die Signatur G1106.

G1307 – die Erweiterung eines einfachen Reihenhauses – und G1301 – ein Einfamilienhaus an einer viel befahrenen Straße – verdeutlichen die Arbeitsweise des Büros. Spröde und raue Materialien, ein Interesse an den ästhetischen Potentialen industrieller Baustoffe, harte Kontrastierungen und eine souveräne Coolness im Umgang mit den Eigentümlichkeiten der gebauten Umwelt zeichnen die beiden Wohnbauten aus. Die Rationalität der Materialien und ihre ökonomische Logik werden teilweise extrem ausgereizt, wie die Fassade von G1301 zeigt, die aus Rasengittersteinen besteht – einem äußerst billigen, ziemlich unansehnlichen und massiv pragmatischen Elemente der Außenraumgestaltung. Man staunt, dass eine solche Fassadenlösung genehmigt wurde, doch die Behörden scheinen kein Problem mit dem ungewöhnlichen Vorschlag gehabt zu haben, den die Architekten mit den Notwendigkeiten des Schallschutzes begründeten.

Für größere Projekte arbeiten GAFPA mit dem etablierten Büro Cousée & Goris zusammen. So entstand beispielsweise Het Zwin in Knokke-Heist (G1015), ein Informationszentrum und Zugang zu einem Naturschutzgebiet an der Küste. Das Gebäudeensemble besteht aus vier kubischen Einzelbauten aus Sichtbeton und tief-schwarz gestrichenem Holz, die aus der konstruktiven Logik der tragenden Struktur entwickelt wurden und in ihrer äußersten Reduktion eine beinahe klassizistische Strenge ausstrahlen. Deutlich wird hier auch, dass die Konstruktion und ihre ästhetischen Potentiale ein ganz zentrales Thema in der Arbeit von GAFPA und ein verbindendes Element all ihrer Projekte sind. Studenten und junge Architekten, die gerne im Rahmen einer Summer School mit GAFPA arbeiten wollen, haben dazu im Juli bei der Porto Academy Gelegenheit, wo De Bruyn einen Workshop leiten wird.

www.gafpa.net



Links: G1301 - Einfamilienhaus in Gent, 2016, Foto: GAFFA
Rechts: G1015 - Naturzentrum Het Zwin in Knokke Heist,
Zusammenarbeit mit Coussée & Goris, 2016,
Foto: GAFFA / Coussée & Goris



G1106 - Ferienhaus in Wachtebeke, 2014, Foto: GAFFA

APPEARING SCULPTURAL

SECHS KURZFILME VON MARTE.MARTE ARCHITEKTEN



Zwei der sechs in den Filmen gezeigten Bauten: Links das Evangelische Diözesanmuseum in Fresach (2011), rechts die Schanerlochbrücke (2005), Fotos: Marc Lins

Rasante Schnitte und langsame Annäherungen, ungewöhnliche Narrative und atmosphärische Klangkulissen – mit ihrer Kurzfilmserie „Appearing Sculptural“, die im Rahmen der gleichnamigen Ausstellung entstanden sind, gehen Marte.Marte Architekten bei der Präsentation ihrer Arbeit neue Wege. Charakteristisch ist dabei die Eigenständigkeit der sechs Filme, die von Regisseur Andreas Waldschütz und Sounddesigner Stefan Hoffmeister produziert wurden. Zum Teil entfalten die „cineastische Meisterwerke von monumentaler Wucht“ gar eine „hypnotische Wirkung“, wie die Jury die Auszeichnung der Reihe mit dem German Design Award in Gold begründet. Nun sind die Filme endlich auch im Internet zu sehen – perfekt also für einen kleinen Architekturausflug während der Feiertage.

vimeo.com/martemartearchitects



TITEL

Was ist das für eine Kolonne? Automobile, Wohnwagen, motorisierte Schnabelwesen? Der rumänisch-französische Architekt Ionel Schein ersann von den Fünfzigern bis in die Siebziger viele, derartig mobile Behausungen. Und auch wenn er damit schon ganz schön nah an die hedonistische Pop-Ästhetik seiner Zeit gelangte, ging es ihm vor allem um einen sozialen Aspekt: Die Verbesserung des Alltags für jedermann, natürlich – wie es seine Zeit will – des autogerechten Alltags. Im französischen Blois kann man seine utopischen Entwürfe in einer Ausstellung sehen. *sj // Ionel Schein „Bibliothèques mobiles“, Projet Hachette, 1957-1958 - Collection Frac Centre-Val de Loire - Foto: Philippe Magnon*